

„Man wird auch als leiserer Mensch erkannt.“

Interview mit Ayzit Bostan, geführt von Sabine Becker (Zentralinstitut für Kunstgeschichte) am 11.12.2013 im Atelier der Künstlerin in der Landwehrstraße 37, München:

Ayzit Bostan (*1968) ist eine türkische Bildende Künstlerin und Modedesignerin. Sie lebt und arbeitet in München. Bostans Arbeiten wurden unter anderem in der Kunsthalle Düsseldorf, im Museum für Moderne Kunst Frankfurt am Main (MMK) und im Kunstverein München gezeigt. Ihre Mode wird vorwiegend im Kunstkontext präsentiert, wie in der Galerie Sprüth Magers, München oder der Galerie BQ, Berlin. Bostan arbeitete als Kostümbildnerin für die Münchner Kammerspiele. Seit 2008 designt sie Taschenkollektionen für Bree. Sie erhielt mehrere Preise, unter anderem 1997 den Förderpreis Angewandte Kunst der Landeshauptstadt München. 2012 gewannen sie und der Fotograf Gerhardt Kellermann mit dem Entwurfsvorschlag "Replika" den Wettbewerb für „Aspekte der Gestaltung und des Designs im öffentlichen Raum“ der Stadt München. Bostan ist Professorin im Bereich Design textiler Produkte an der Kunsthochschule Kassel.

Sabine Becker: Sie sind Modedesignerin und zugleich Künstlerin. Mir ist aufgefallen, dass Ihre künstlerischen Arbeiten sehr stark von der Mode aus gedacht sind. Wie verhält sich das bei Ihrer Mode? Ist die Bildende Kunst „nur“ eine Inspirationsquelle für Ihr Design oder verstehen Sie Ihre Mode als Kunst?

Ayzit Bostan: Meine Mode ist sicher von der Kunst, aber auch von anderen Bereichen inspiriert. Ich kann die Frage, ob meine Mode Kunst ist, nicht so leicht beantworten. Wenn ich meine Arbeit definieren müsste, würde ich sagen, dass meine Mode Angewandte Kunst ist. Es kommt immer darauf an, wie der Träger meine Kleidung selber empfindet. Manche sagen, meine Mode sei Kunst und für andere ist es tolle Kleidung, die zeitlos ist, die ein tolles Design hat und die gut verarbeitet ist.

SB: Aber es gibt ja schon Gemeinsamkeiten zwischen Ihrer Mode und der Bildenden Kunst. Zum Beispiel lehnt sich Ihre Kleidung sehr stark an den Minimalismus an. In der Minimal Art soll das minimalistische Objekt ganz referenzlos sein und nur als das wirken, was es ist: ein Objekt im Raum. Aber beim Design handelt es sich um eine Angewandte Kunst, die eine Funktion hat. Welche Funktion hat denn Ihr minimalistischer Stil?

AB: Ich möchte Kleider kreieren, die man lange gerne tragen will und die sich nicht der Mode unterwerfen. Also Kleider, die ihren eigenen Rhythmus haben. Im klassischen Modedesign werden zehn bis zwölf Modekollektionen entworfen. Da mitzumachen sehe ich gar nicht ein. Ich finde das

unnötig und übertrieben. Dabei geht es nur ums Geldmachen und darum, den Leuten vorzugaukeln, dass man etwas Neues braucht, damit man glücklich wird. Ich habe dagegen überhaupt keine Lust, meine Kunden zu veräppeln.

SB: Sie meinen die reduzierte, minimalistische Form in Ihrem Design dient dazu, Zeitlosigkeit zu schaffen und zeitlose Mode zu machen, die nicht konsumorientiert ist?

AB: Ja. Ich möchte einfach gute Sachen machen und die Leute sollen gute Sachen besitzen, die sie gerne mögen und die sie noch lieber mögen, je länger sie sie haben. Aber ich fühle mich keiner Szene richtig zugehörig. Irgendwie bin ich auch immer ein bisschen zwischen den Stühlen. Manchmal macht mir das Probleme und dann versuche ich immer darin den Vorteil zu sehen, dass ich mich bewusst nicht festlege. Das fällt mir nicht immer leicht, weil jeder eine Schublade braucht, um einen einzugrenzen. Es ist manchmal so schwierig für die Leute, additiv zu denken, es ist immer einfacher, jemanden mit einer Sache zu verbinden, als ihn in unterschiedlichen Bereichen zu verorten.

SB: Haben Sie mit Mode angefangen und sind dann mit Kunst in Berührung gekommen oder haben Sie in beiden Feldern parallel gearbeitet?

AB: Nein, ich habe mit der Mode begonnen. Aber ich habe relativ spät mit meiner Schneiderausbildung angefangen, weil ich lange nicht wusste, was ich eigentlich machen will. Ich wusste immer, was ich nicht machen will. Kunst hat mich schon immer interessiert, aber Kontakt zur Kunstszene habe ich dann über meinen damaligen Freund, der Fotokünstler ist, bekommen. Und dann hat sich so eine Schnittmenge ergeben. Von da an habe ich mich sehr intensiv mit Kunst beschäftigt. Ich habe mir auch immer mal wieder kleine Editionen gekauft, die ich mir leisten konnte.

SB: Sie präsentieren Ihre Mode nicht auf Modeschauen, sondern im Kunstkontext. In der Galerie Sprüth Magers, München haben Sie 2002 zum Beispiel Kleidungsstücke wie ein installatives Bild im Raum aufgehängt.

AB: Ja, ich habe einzelne Kleidungsstücke wie ein Mobile im Raum installiert.

SB: Wo ist Ihrer Meinung nach der Unterschied zwischen einer Boutique und dieser Galerienausstellung, denn die Kleidungsstücke waren verkäuflich, oder?

AB: Ja, die waren verkäuflich und konnten bestellt werden. Eigentlich gibt es da gar keinen Unterschied. Wenn beides verkäuflich ist, spielt es keine Rolle, ob dort Kleidung oder Kunst ausgestellt ist. Der Unterschied besteht darin, ob es sich um eine Auflage oder ein Einzelstück handelt.

SB: Und was hat Sie daran interessiert, Ihre Mode in einer Galerie zu zeigen?

AB: Die Vermittlung über eine Kunstinstitution fand ich sehr schön und spannend. Aber es gab auch einmal eine Zeit, in der ich ganz enttäuscht von der Kunst war, und zwar als ich gemerkt habe, dass sie wie eine Ware verkauft wird. Dabei hatte ich eigentlich immer so einen wahnsinnigen Respekt vor dem Kunstmachen. Ich war das allererste Mal auf dem Artforum in Berlin und war sehr schockiert darüber, wie man mit Kunst handelt. Die Tatsache, dass so eine Galerie ein Verkaufsgewerbe hat, fand ich schon frustrierend, und trotzdem gibt es natürlich auch wahnsinnig tolle Kunst, die mich berührt.

SB: Neben Sprüth Magers und der Berliner Galerie BQ arbeiten Sie auch mit der Münchner Galerie Deborah Schamoni zusammen. Welche Arbeit haben Sie dort in der letzten Ausstellung gezeigt?

AB: Eine ganz schlichte Arbeit. Ich habe ein weißes Blatt Papier mit Beschriftung und einem roten Punkt gerahmt. Der rote Punkt ist natürlich ironisch gemeint. Bei der Eröffnung habe ich sogar von anderen gehört, dass schon eine Arbeit verkauft ist. [lacht] Ich wollte eigentlich etwas Textiles machen und mit Farbe arbeiten, mit zwei Farbmasken, die mit einem Stück Stoff verbunden werden. Ich wollte also etwas Hartes machen. Aber dann war ich vor zwei Wochen zum ersten Mal in der Sammlung Brandhorst, wo ich die wahnsinnig tolle Arbeit „The End“ von Ed Ruscha gesehen und fotografiert habe. Nachdem ich das Beschriftungsschild gesehen habe, hatte ich die Idee, das Schild mit dem roten Punkt zu verbinden, um mit einer Ironie zu suggerieren, dass die Arbeit schon verkauft ist, obwohl auf dem weißen Blatt eigentlich nichts zu sehen ist.

SB: Im Grunde kann die Arbeit, die Sie bei Deborah Schamoni zeigen, auch kunstmarktkritisch betrachtet werden. Gibt es denn Dinge, die Sie am Modemarkt kritisieren?

AB: Diese Schnelligkeit und auch die Ausbeutung von Menschen, die Kleidung in Billigländern für einen Hungerlohn produzieren. Dass man Leute so schlecht behandelt, finde ich sehr schlimm.

SB: Wo wird Ihre Kleidung produziert?

AB: Hier in Deutschland und die Pullover werden in der Türkei über eine sehr gute Agentur produziert, die zum Beispiel auch die ganzen Jerseys von Dries Van Noten sowie Kleidung für Strenesse produzieren. Die Produktion muss man halt mitzahlen. Kleidung ist nicht umsonst billig oder teuer. Ich finde, dass man viel bewusster mit den Produktionsbedingungen von Kleidung umgehen muss. Aber es gibt natürlich auch Menschen, die sich dieses Denken gar nicht leisten können, weil sie einfach kein Geld haben. Das wird immer etwas ignoriert.

SB: Ihre Mode und Ihre Taschen sind im Vergleich zu anderen Designermarken relativ preiswert. Ist es Ihnen wichtig, dass sich Ihre Mode jeder leisten kann?

AB: Ich habe verschiedene Preisklassen. Die günstigeren Sachen, das sind zum Beispiel meine Pullis, die Sweatshirts mit den verschiedenen Prints, die nach eigenem Schnitt auch selbst produziert sind, können sich viele leisten und die teureren Stücke können sich nicht alle leisten.

SB: Im Kunstverein München sind momentan zwei Arbeiten von Ihnen zu sehen. Die eine Arbeit, eine aus Leuchtröhren bestehende Fahne, die direkt am Eingang hängt, hat aufgrund des Motivs einen hohen Wiedererkennungswert. Die zweite Arbeit, eine Fotografie, die eine Interieuransicht mit von Sonnenlicht angestrahlten Designermöbeln zeigt ist ja sehr untypisch für Sie, oder?

AB: Ich wollte eigentlich zuerst nur die Fahne abgeben. Und dann hat der Kunstverein mich gebeten, auch noch eine andere Arbeit einzureichen. Die Fahne hat direkt am Eingang schon einen ausgezeichneten Platz bekommen. Darüber bin ich sehr glücklich. Und die andere Arbeit: Ich fotografiere einfach sehr gerne, obwohl ich mich nicht als Fotografin sehe. Hier zum Beispiel ist eine andere Fotografie von mir, die ich im letzten Jahr für die Jahresgaben eingereicht habe. Die hieß einfach „Hofgarten“. Zu sehen sind von unten fotografierte Vorhänge, die von der Installation „Replika“ übrig geblieben sind. Die Fotografie bezieht sich auf die Installation, ich habe sie aber nicht so genannt. Das ist eine iPhone-Fotografie, die in einer Auflage von fünf Stück plus einem Artist Proof erschienen ist. Die sind alle verkauft worden. Es hatte mich damals sehr gefreut, dass meine Arbeit von den Leuten auch wahr- und ernstgenommen wird. Und das andere Foto, das gerade im Kunstverein München ausgestellt ist, mag ich auch sehr gerne, weil das aufgrund der Lichtverhältnisse einen „Magic Moment“ hat. Der Titel der Fotografie lautet „Marrakesch“, denn sie wurde dort aufgenommen.

SB: Mich wundert, dass sie nichts mit Textilien oder Mode zu tun hat.

AB: Aber sie hat etwas mit Design zu tun. Mich haben diese Möbel, diese Stühle so fasziniert, die in diesem warmen Licht etwas Magisches haben.

SB: Die Arbeit „Replika“, die Sie im Hofgarten in München gezeigt haben, in dessen Arkadenbögen Sie riesige Vorhänge gehängt haben, hat viel Aufsehen erregt. Ich habe gelesen, dass Sie sich auch von Venedig haben inspirieren lassen. Wieso haben Sie sich für den Hofgarten entschieden?

AB: Ich liebe den Hofgarten. Deswegen habe ich direkt eine Idee für diesen Ort gehabt. Die Installation hätte man woanders in München gar nicht realisieren können. Und dann habe ich Gerhard Kellermann angefragt, ob er das Projekt nicht mit mir zusammen ausarbeiten und einreichen möchte. Das war ein sehr großer Wettbewerb, den wir erfreulicherweise gewonnen haben. Allerdings war es sehr schwierig, die Installation umzusetzen, denn die Bögen gehören der Schlösser- und Seenverwaltung.

SB: Kunst im öffentlichen Raum und damit ortsspezifische Kunst unterscheidet sich sehr stark von dem, wofür Sie bekannt sind. Ging es Ihnen darum, eine bestimmte Stimmung oder ein Bild zu erzeugen?

AB: Die Installation unterscheidet sich zwar von meinen anderen Arbeiten, aber trotzdem hatte „Replika“ wieder etwas Textiles und ich habe mit dem Ort gearbeitet. Es ging darum, eine Stimmung und ein Bild zu erzeugen und darum, Passanten zu überraschen und zu irritieren. Es ist erstaunlich, dass man durch einen kleinen Eingriff, nämlich Stoff einem Ort hinzuzufügen, eine komplett neue Atmosphäre schaffen kann. Ich finde es immer schön, wenn jeder etwas anderes assoziiert oder Verschiedenes in der Arbeit sieht. Mir geht es auch sehr stark um die Inszenierung von Arbeiten, die Inszenierung ist ein gleichwertiger Teil der Arbeit.

SB: Das heißt, geht es Ihnen auch um die Arbeit mit dem Raum?

AB: Es ist sehr wichtig, wie man etwas zeigt. Im Januar habe ich die Taschenkollektion für Philippe Bree designt, die wir zum Beispiel in einem Berliner Altbau in der Potsdamerstraße gezeigt haben. Dort haben wir mit einfachen Mitteln ein sehr schönes Bild von den Taschen in diesem Raum kreiert. Wir haben die Taschen auf unterschiedlich hohen Objektrahmen, an denen Tischbeine an den Ecken angebracht waren, präsentiert und dort Spiegelfliesen reingelegt, so dass sich der Boden gespiegelt hat. In einigen Rahmen lagen Detailaufnahmen von den Taschen. Es ist einfach ein faszinierendes Bild entstanden.

SB: Ihre Kleidung ist formal sehr reduziert, Ihre Mode sowie Ihre künstlerischen Arbeiten haben aber auch etwas sehr Haptisches. Welche Rolle spielt das Material?

AB: Das Material spielt eine wichtige Rolle. Es muss nicht das teuerste Material sein, aber es muss sich lohnen, Arbeit reinzustecken. Manchmal kann das Material nur eine tolle Oberfläche haben, aber meistens verwende ich reine Materialien, weil man es auf der Haut trägt. Es ist mir wichtig, dass sich meine Kleidung gut anfühlt und nicht komisch raschelt. Ich mag halt keine billigen Materialien. Es ist eine grundsätzliche Frage, ob man Kleidung qualitativ gut verarbeiten will und sie aus guten Materialien herstellt, die lange sehr gut aussieht oder schön altert oder ob man aus einem billigen Stoff ganz viele Sachen produziert. Meine Kleidung ist teilweise sogar zu nachhaltig. Ich werde immer wieder darauf angesprochen, dass meine Mode so gut hält, was der Grund dafür ist, dass die Leute sich fast nichts Neues kaufen.

SB: Arbeiten Sie nach einem Konzept oder entstehen Ihre Arbeiten spontan?

AB: Ich arbeite komplett konzeptfrei. Das hört sich jetzt vielleicht komisch an. Aber das Konzeptfreie ist ja auch schon ein Konzept. Ich probiere das, was ich machen will, aus und setze es dann um. Mir kommt die Art und Weise, wie ich arbeite, immer sehr natürlich vor. Zum Beispiel ist die Arbeit „Black Flag“ [ein schwarzes T-Shirt mit dem Symbol der türkischen Nationalflagge] aus einem Geschenk entstanden. Bei einer Fußball-WM, bei der die Türkei relativ weit gekommen ist, war hier am Hauptbahnhof die Hölle los. Das war total lustig und da hat mir ein Freund ein knallrotes Kurzarm-T-Shirt mit der weißen Türkei-Fahne vorne drauf geschenkt. Gleichzeitig hat mich Stephan Kalmár zu einer Ausstellungsteilnahme im Kunstverein München eingeladen. Weil ich das Rot nicht mochte, aber das Konzept des T-Shirts so toll fand, habe ich für diese Ausstellung auf ein schwarzes T-Shirt eben nur die türkische Fahne gedruckt. Ich habe dem Shirt also die Farbe entzogen und im Kunstverein einen Haufen von diesen schwarzen T-Shirts mit diesen weißen Prints drauf gezeigt. Ich mag dieses Logo so gerne, weil es so elegant ist. Wenn ich jetzt nicht aus der Türkei kommen würde, dann würde sich eine andere Flagge wahrscheinlich nicht eignen.

SB: Ging es Ihnen da nur um die Form oder sollte die Flagge auch eine bestimmte Botschaft rüberbringen? Oder ging es darum, die Bedeutung der Flagge offen zu halten?

AB: Mir ging es primär um die Form. Aber zugleich war ich mir auch sicher, dass die Tatsache, dass eine Türkin die Fahne benutzt und Farbe entzieht, bestimmt auch irgendwas auslöst. Und trotzdem hat die Arbeit für mich auch etwas mit Minimalismus zu tun, weil ich eben Farbe entzogen habe, weil ich etwas entzogen habe, was normal da wäre. Ich verstehe die Arbeit, jedenfalls in der Art und Weise, wie sie im Kunstverein präsentiert wurde, als eine Skulptur. Ich hatte das Glück, dass der Boden im Kunstverein mit schwarzem Teppich ausgekleidet wurde. Die ebenfalls schwarzen Shirts mit der weißen Flagge haben dann auf einmal so eine ganz eigene starke Atmosphäre ausgelöst und eine Eigenpräsenz erhalten. Nach der Ausstellung habe ich die Shirts wieder aus dem Kunstkontext rausgenommen und in meine eigene Kollektion übernommen. Daraufhin erhielt ich eine Einladung für eine Dubai-Ausstellung in der Kunsthalle Düsseldorf. Da wurde ich als Designerin eingeladen. Ursprünglich sollte ich eine Uniform entwerfen. Und dann habe ich aber den Ausstellungstitel auf Arabisch, in arabischen Lettern, auf ein großes Tuch geschrieben. Zudem habe ich das Tuch fotografisch inszeniert. Die Arbeit hieß „Neutralisator“. In der Fotoserie hat dann eine Frau dieses Tuch auf unterschiedliche Arten und Weisen getragen, als Mittel zur Verschleierung, aber auch als freizügigeres Kleidungsstück. Beide Arbeiten waren nebeneinander in der Ausstellung zu sehen als eine Arbeit in der Arbeit.

SB: Welches Interesse haben Sie mit der fotografischen Darstellung verfolgt?

AB: Es ging darum, die Schönheit der Verschleierung zu zeigen und darum, wie viel man mit so einem Stück Stoff darstellen oder machen kann. Ich wollte zeigen, wie etwas Zweidimensionales dreidimensional verwandelt werden kann. Und es ging mir darum zu zeigen, dass das Verschleiert-Sein nicht unbedingt entstellt aussehen muss, denn die verschleierte Frau repräsentiert, wie ich finde, ein sehr schönes Porträt. Gleichzeitig ist es möglich, mit demselben Tuch ein modernes Kleid zu kreieren, ich habe es eigentlich nur drapiert und gesteckt. Ich wollte einfach so eine Vielfalt präsentieren und aufzeigen, dass beides schön ist, dass ein Stück Stoff allein auch schon schön ist und eine ganz eigene Sinnlichkeit hat.

SB: Mir ist aufgefallen, dass Ihre Mode relativ westlich ausgerichtet ist, aber Ihre künstlerischen Arbeiten sehr autobiographisch sind, denn dort arbeiten Sie mit türkischen Symbolen, mit östlicher Kleidung, das heißt mit Verschleierungstechniken. Was ist der Grund für diesen Unterschied?

AB: Ich glaube, in meinen künstlerischen Arbeiten bin ich einfach freier. Also ich habe ja auch immer sehr lange verdrängt, dass ich Türkin bin. Ich wollte sehr lange Zeit, früher als junges Mädchen, keine Türkin sein. Ich bin ja auch schon so lange in Deutschland. Früher war das noch mal anders als heute, als ausländische Familie, also als „Migrant“, nach Deutschland zu immigrieren. Ich hatte Identitätsprobleme und konnte die Frage, ob ich türkisch oder deutsch bin, nicht beantworten. Im Grunde verhält es sich ähnlich mit der Frage, ob ich Künstlerin oder Designerin bin. Und dann habe ich die Tatsache, dass ich Türkin bin, lange verdrängt, weil ich gar nicht türkisch sein wollte. Vor ca. zehn, fünfzehn Jahren habe ich dann, je älter ich geworden bin, endlich mal wieder zu meinen Wurzeln zurückgefunden und herausgefunden, dass ich auch beides sein darf. Ich bezeichne mich heute als Europäerin, aber ich muss jetzt nicht mehr nur deutsch oder türkisch sein. Ich kann ja beides sein.

SB: Istanbul ist zum Beispiel eine Stadt, die zum einen sehr westlich und zum anderen sehr östlich ist. Da gibt es Orte, die der Avenue Champs-Élysées in Paris ähneln, und andere Orte, die einem das Gefühl vermitteln, in Afghanistan zu sein. Diese beiden Stränge vereinen sich ja auch in ihrem Werk.

AB: Ja, ich kann beides lesen, also ich verstehe beides. Ich glaube, dass ich das „Östliche“ noch mal anders lese als andere, die nicht türkisch sind.

SB: Ich würde gerne auf das Thema Verkleidung zu sprechen kommen. Sie haben für das Theaterstück „Ein Junge, der nicht Mehmet heißt“, das in München aufgeführt wurde, Kleider kreiert. Wie kam es dazu? Was war das für ein Stück?

AB: Da ging es um den Jungen „Mehmet“, der aus München-Neuperlach kam und Deutschland verlassen musste. Von ihm wurde kürzlich auch wieder in der Presse berichtet. Das Stück handelt von seiner Geschichte. Gespielt wurde es von Schauspielern aus dem Ensemble der Kammerspiele und von Jugendlichen vom Stadtviertel Hasenberg. Der Regisseur, der jetzt Intendant in Zürich am Theater Neumarkt ist, hat mich eingeladen, weil ich ihn persönlich kannte und er meine Arbeit schätzt. Als Designerin mit Migrationshintergrund habe ich biographisch gut in das Konzept reingepasst. Die Arbeit dort hat viel Spaß gemacht.

SB: Dort haben Sie Personen verkleidet. Andere zu verkleiden ist etwas ganz anderes, als Personen einzukleiden.

AB: Das ist mir anfangs auch schwer gefallen. Als Designerin entwirft man meistens für eine Idealfigur. Und Schauspieler haben dann gerne auch mal die Größe 58. Leider gibt es am Theater eine

starke Hierarchie. Als Kostümbildner ist man relativ weit unten, wenn man nicht gleichzeitig noch das Bühnenbild macht. Ich habe kürzlich für eine Tanzperformance das Kostümbild gemacht. Aber ich sehe mich überhaupt nicht am Theater. Doch es war ein super Gastspiel und es sind großartige Kostüme entstanden. Da sind zum Beispiel diese Bomberjacken entstanden, die ich dann wiederum auch in meine Kollektion übernommen habe. Denn das Stück hieß „Ein Junge, der nicht Mehmet heißt“. Das Grundelement war eine Bomberjacke. Jeder hat eine Bomberjacke getragen. Manchmal mit Kapuze, manchmal ärmellos, wenn die Schauspieler jünger waren. Ich habe aber auch elegante Bomberjacken für die älteren Schauspieler designt, die schmaler geschnitten waren. Auf der Rückseite standen bei allen der Name „Mehmet“ und vorne ihr eigener Name drauf.

SB: Interessiert Sie die Tatsache, dass man mit Mode auch Rollenbilder schafft? Mode ist ja identitätsstiftend, denn anhand von Mode wird sichtbar, zu welcher Klasse man gehört, zu welchem Geschlecht etc. Ihre Mode ist sehr neutral und androgyn.

AB: Ja, meine Mode ist sehr neutral, aber dadurch passt sie sich auch so gut an. Sie muss nicht im Vordergrund stehen, aber ich glaube, dass sie sich manchmal auch den Platz sucht und dadurch bewirkt, dass man nicht so laut schreit. Das ist bei Menschen manchmal genauso. Ich mag lieber Leute, die sich nicht die ganze Zeit inszenieren. Ich erkenne auch interessante und talentierte Leute, die mich interessieren, auch wenn sie sich nicht permanent inszenieren. Ich glaube alles, was ich an Menschen mag oder nicht mag, geht auch in meine Kleider über. Man wird auch als leiserer Mensch erkannt.

SB: Gerade weil Ihre Kleidung so leise ist, entspricht sie einer Ästhetik, die zum einen zeitlos ist ...

AB: ... und zum anderen zeitgenössisch ist. Man kann den Zeitgeist ja gar nicht kontrollieren. Ich mache das, was ich machen will.

SB: Die Models, die für Ihre Mode Werbung machen, sind sehr schöne und schlanke Models. Es gibt auch Designer, die nicht für konventionelle Idealfiguren Mode machen, zum Beispiel für Behinderte. Aber Sie designen schon für einen Idealtypus, oder? Sie würden nicht Werbefotos mit unkonventionell schönen Menschen machen, richtig?

AB: Es macht halt Spaß, die Kleidung an gut aussehenden Leuten zu fotografieren. Mit meinen Bomberjacken habe ich mal einen kleinen Dokumentarperformancefilm gemacht. Der Film heißt

„Landwehrstraße“. Jeden Tag bin ich an einer Bäckerei unten auf der Landwehrstraße vorbei gelaufen und das sah immer so toll aus, wie die ihr Brot gebacken haben. Ich habe die Mitarbeiter dort gefragt, ob sie beim Arbeiten meine Jacken anziehen könnten und ob ich sie von außen filmen dürfte. Sie haben direkt zum Schaufenster gearbeitet. Sie machen den ganzen Tag in einem Team von drei, vier Leuten dünne Fladenbrote. Ich mag den Film sehr gerne. Von diesen Personen würde ich nicht behaupten, dass sie perfekte Models sind. Mich hat bei diesem Film die Ästhetik ihrer Arbeit interessiert. Brot backen hat meiner Meinung nach etwas sehr Essentielles und trotzdem sahen die Mitarbeiter so super cool aus in ihrem Hardcorejob. Und dann haben sie in meinen Jacken weitergearbeitet, was ich filmisch festgehalten habe. Der Film geht ca. fünfzehn Minuten lang. Man sieht eigentlich nicht viel, man sieht sie einfach nur beim Arbeiten. Aber dann spiegelt sich auch noch die Straße auf dem Schaufenster, so dass der Alltag der Landwehrstraße im Film festgehalten ist.

SB: Sie unterrichten zur Zeit in Kassel, wo Sie eine Professur für Design textiler Produkte an der Kunsthochschule haben. Das Unterrichten ist eine ganz andere Tätigkeit als selber künstlerisch tätig zu sein. Macht Ihnen die Lehre Spaß?

AB: Ich bin jetzt seit drei Semestern dort. Vorher habe ich Workshops an der Universität der Künste in Berlin und an einer privaten Modeschule gegeben. Die ersten Semester haben etwas holprig angefangen, weil ich das Gefühl hatte, dass ich das nicht kann. Nachdem ich dann aber Erfahrungen in der Lehre gesammelt habe, ging es auf einmal ganz einfach. Ich bin jemand, der erst einmal beobachtet und dann agiert. Und jetzt fühle ich mich auch sehr angenommen und angekommen. Diese Akzeptanz merkt man auch an den Studenten, die einen als Zweitprüfer wählen und die beraten werden möchten.

SB: Dann wünsche ich Ihnen viel Erfolg und alles Gute für die Zukunft. Herzlichen Dank für das Interview.